

Das Diamanthalband : Novellette

Autor(en): **Maupassant, Guy de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **5 (1901-1902)**

Heft 2

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661894>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Graunebel. *)

Der graue Nebel hängt ins Feld.
Wir wandern schweigend aus den Choren.
Die Eule schreit. Das Herbstlaub fällt.
Wir haben eine ganze Welt
Von Licht und Sommerglück verloren.

Der graue Nebel hängt ins Land.
Wir wandern hin im weichen, bleichen
Graunebel durch den nassen Sand
Und fühlen seine feuchte Hand
Um unsre heißen Wimpern streichen.

Graunebel hängt am Bergeshang,
Graunebel spinnt um Rain und Schlehen.
Die Welt ist so novemberbang.
Das wird ein langer stiller Gang,
Bis wir die Sonne wieder sehen.

Max Geißler.

Das Diamanthalband.

Novellette von Guy de Maupassant.

Sie war eines jener hübschen und reizenden Mädchen, die, wie durch ein Versehen des Schicksals, in Beamtenfamilien geboren werden. Sie hatte keine Mitgift, keine Aussicht auf solche, keine Mittel und Wege, um bekannt, verstanden, geliebt und endlich von einem reichen und vornehmen Manne geheiratet zu werden, und so ließ sie es geschehen, daß man sie mit einem untergeordneten Angestellten auf dem Unterrichtsministerium verheiratete.

Sie war einfach, weil sie sich nicht schmücken konnte, aber dabei so unglücklich, wie wenn sie aus der Gesellschaft ausgestoßen worden wäre; denn die Frauen kennen keine Standes- und Klassenunterschiede, da Schön-

*) Aus „Der Spielmann“. Verlag von Fischer & Franke, Berlin.

heit und Liebreiz bei ihnen hohe Geburt und Familie ersetzen. Ihre angeborene Feinheit, ihr Sinn für vornehmes Wesen, ihre geistige Schmiegsamkeit sind die einzige Rangordnung, die sie anerkennen, und nach welcher die Mädchen aus dem Volke den höchstgestellten Damen ebenbürtig sind.

Sie litt unaufhörlich, da sie sich für den Genuß all der Feinheiten des Lebens und dessen Pracht geboren fühlte. Sie litt unter der armseligen Häuslichkeit, litt angefacehts der kahlen Mauern, der abgebrauchten Möbel und der unansehnlichen Stoffe. All das würde eine andere Frau ihrer Gesellschaftsklasse kaum bemerkt haben, währenddem sie sich darüber grämte und quälte. Ein Blick auf die junge Bretonin, die ihren bescheidenen Haushalt besorgte, erweckte in ihr untröstliches Bedauern und sehnsüchtige Träume.

Sie träumte von schweigsamen Vorzimmern mit orientalischen Behängen, erhellt durch hohe bronzene Leuchter, und von zwei stattlichen Dienern in Kniehosen, die unter der drückenden Hitze des Dauerbrenners in den breiten Lehnseffeln einzuschlafen pflegen. Sie träumte von großen Empfangsälen mit alter Seide ausgeschlagen, von feinen Möbeln, auf denen Gegenstände, von unschätzbarem Werte aufgestellt sind, und von zierlichen, dufterfüllten Salons, die für die fünf Uhr Plauderstunden mit den nächsten Freunden, mit bekannten und hervorragenden Männern, um deren Aufmerksamkeit man von allen Frauen beneidet wird, bestimmt sind.

Wenn sie sich zum Mittagessen an ihrem runden Tisch, den ein dreitägiges Tischtuch bedeckte, ihrem Manne gegenüber setzte, der, sobald er den Suppentopf erblickte, ausrief: „Ach, die gute Suppe! ich kenne nichts Besseres als das . . .“, stellte sie sich feine Mahlzeiten vor mit glänzendem Silbergedeck, sah reiche Tapissereien vor sich, welche die Wände mit antiken Figuren und seltenen Vögeln mitten in einem Feenwalde bevölkerten; dachte an die ausgesuchten Speisen, in prächtigem Silbergeschirr aufgetragen, an die Liebeleien, die geflüstert wurden und die man mit einem kühlen sphinxartigen Lächeln hinnahm, währenddem man einen rosigen Bissen einer Forelle oder eines Salms aß.

Sie hatte keine Luxuskleider, keinen Schmuck, nichts von alledem. Und doch war das ihr Alles, sie fühlte sich dazu geschaffen. Sie sehnte sich so sehr, zu gefallen und ihrer lockenden Reize wegen umworben zu werden.

Sie hatte eine reiche Freundin vom Kloster her, die sie nicht mehr besuchen mochte, so sehr litt sie, wenn sie von ihr zurückkam. Und sie weinte ganze Tage hindurch vor Kummer, Reue und verzweifelter Trostlosigkeit.

Da, eines Abends kam ihr Mann mit strahlendem Gesicht und mit einem großen Brief in der Hand nach Hause.

„Hier“, sagte er, „ist etwas für dich“.

Hastig riß sie das Papier auf und zog eine gedruckte Karte hervor, auf der folgende Worte standen: „Der Unterrichtsminister und Frau Georg Kamponneau bitten Herrn und Frau Loisel, ihnen die Ehre zu geben, Montag den achtzehnten Januar den Abend bei ihnen verbringen zu wollen“.

Statt erfreut darüber zu sein, wie ihr Mann es hoffte, warf sie die Einladung zornig auf den Tisch und fragte in gedämpftem Tone: „Was soll ich damit anfangen?“

„Aber, liebe Frau, ich dachte, du würdest mit beiden Händen zugreifen. Du gehst ja nie in Gesellschaft, und das wäre eine Gelegenheit dazu, und was für eine! Ich habe eine unsägliche Mühe gehabt, sie zu bekommen. Man reißt sich darum, sie ist sehr gesucht und man teilt nicht viel unter die Angestellten aus. Du triffst dort die ganze offizielle Welt an.“

Gereizt warf sie ihm einen scharfen Blick zu und erklärte, ungeduldig geworden: „Ich frage dich nur, was sollte ich anziehen, wenn wir hingehen?“

Daran hatte er allerdings nicht gedacht; schüchtern wagte er einzuwenden: „Und das Kleid, mit welchem du ins Theater gehst? Es scheint mir wenigstens noch sehr anständig zu sein . . .“ Verwirrt schwieg er, als er seine Frau weinen sah. Zwei große Tränen liefen langsam aus den Augenwinkeln zum Munde hinab; betreten fragte er: „Was hast du? Was ist dir?“

Sie raffte sich auf und bezwang ihren Schmerz und indem sie ihre feuchten Wangen abtrocknete, gab sie ruhig zur Antwort: „Gar nichts. Nur habe ich kein Ballkleid und eben darum kann ich nicht ans Fest gehen. Gib deine Karten irgend einem Kollegen, dessen Frau besser ausgestattet ist als ich“.

Es war ihm überaus peinlich. Er erwiderte: „Laß mit dir reden, Mathilde. Wie viel würde ein passendes Kleid kosten, das dir auch bei andern Gelegenheiten dienlich wäre, etwas sehr einfaches?“

Sie dachte kurze Zeit nach, ihre Rechnung aufstellend und zugleich die Summe überlegend, die sie verlangen durfte, ohne eine plötzliche Weigerung oder einen Zornausbruch des sparsamen Angestellten gewärtigen zu müssen. Zögernd antwortete sie: „Ich weiß es nicht genau; aber ich glaube, daß ich mit vierhundert Franken auskäme“.

Er war etwas blaß geworden, da er gerade diese Summe aufbewahrt hatte, um sich eine Flinte zu kaufen. Er wollte sich kommenden Sommer einigen Freunden auf ihren Jagdausflügen anschließen, die auf den Feldern bei Manterre Sonntags der Lerchenjagd obzuliegen pflegten. Indessen sagte er: „Nun denn. Ich gebe dir vierhundert Franken. Aber schau zu, daß du ein schönes Kleid bekommst.“

Der Festtag kam heran und Frau Loisel schien traurig und ängstlich aufgeregt. Inzwischen war ihr Kleid fertig geworden. Da sagte eines Abends ihr Mann zu ihr: „Was hast du? Was ist denn los; du bist so seltsam seit drei Tagen“.

Und sie erwiderte: „Es ärgert mich, daß ich nicht einmal einen Schmuck, einen einfachen Stein anzulegen habe. Ich würde ja so armselig wie nur etwas aussehen. Ich würde am Ende lieber gar nicht an diese Abendgesellschaft gehen“.

Er entgegnete: „Stecke doch ein paar Naturrosen auf. Das nimmt sich in dieser Jahreszeit ganz fein aus. Für zehn Franken bekommst du zwei oder drei prächtige Rosen“.

Es leuchtete ihr keineswegs ein: „Nein . . . nichts ist demütigender als unter reichen Frauen die armselige Figur zu machen“.

Ihr Mann aber rief aus: „Wie dumm du bist! Geh doch zu deiner Freundin, der Frau Forestier und bitte sie, dir etwas von ihrem Schmuck zu leihen. Ihr seid ja miteinander vertraulich genug, daß du es wagen darfst“.

Sie schrie vor Freude auf: „Es ist wahr; ich habe gar nicht daran gedacht“.

Am folgenden Tag begab sie sich zu ihrer Freundin und klagte ihr ihre Herzensnot.

Frau Forestier ging an ihren Glasschrank, entnahm ihm eine große Schatulle, brachte und öffnete sie und sagte zu Frau Loisel: „Wähle dir etwas aus, meine Liebe“. Sie besah zuerst die Armbänder, dann ein Perlenhalsband, nachher ein mit Gold und Edelsteinen verziertes venetianisches Kreuz von bewunderungswürdiger Arbeit. Sie probierte die Schmucksachen vor dem Spiegel, zögerte, und konnte sich weder für das eine noch für das andere entschließen. Sie fragte immer wieder: „Hast du nicht noch etwas Anderes?“

„Doch, doch. Suche nur aus. Ich weiß nicht, was dir am besten gefällt“.

Plötzlich entdeckte sie in einem mit schwarzem Atlas ausgeschlagenen Kästchen ein wundervolles Diamanthalsband; ihr Herz begann vor unmäßigem Verlangen mächtig zu pochen. Sie schlang sie sich um den

Hals über ihr geschlossenes Kleid und geriet über ihr eigenes Bild in Entzücken. Dann fragte sie voll ängstlicher Erwartung: „Kannst du mir dieses leihen, nur dieses?“

„Natürlich, gewiß.“

Stürmisch umarmte sie ihre Freundin und machte sich mit ihrem Kleinod eilig davon.

Der Festtag war da. Frau Loisel hatte Erfolg. Sie war die hübscheste von allen, geschmackvoll, anmutig und von Freude trunken. Alle Männer verfolgten sie mit ihren Blicken, forschten nach ihrem Namen und suchten Gelegenheit, ihr vorgestellt zu werden. Alle Mitglieder des Cabinets wollten mit ihr wenigstens einen Walzer tanzen. Der Minister wurde auf sie aufmerksam.

Sie tanzte wie berauscht, toll vor Vergnügen, wie wenn sie die Welt um sich vergessen hätte, im Triumphe ihrer Schönheit, im Ruhmesglanz, vor überschwänglichem Glücksgefühl, wie auf seligen Wolken dahinschwebend, die von all den Huldigungen, all der Bewunderung, all den wachgerufenen Wünschen und aus dem Gefühl eines so vollkommenen Sieges, der dem Frauenherzen so süß vorkommt, gebildet wurden.

Sie ging gegen vier Uhr morgens fort. Ihr Mann schlief seit Mitternacht in einem kleinen, leeren Salon mit drei andern Herren, währenddem sich ihre Frauen köstlich unterhielten. Er legte ihr die Ueberwürfe, die er für die Heimkehr mitgebracht hatte über die Schulter; es waren bescheidene, täglich gebrauchte Sachen, deren Dürftigkeit grell gegen das glänzende Ballkleid abstach. Sie empfand das und wollte davoneilen, um von den andern Damen nicht bemerkt zu werden, die sich in reiches Pelzwerk hüllten.

Loisel hielt sie zurück: „Warte doch; du wirst dich draußen erkälten. Ich werde einen Wagen herbeirufen.“

Aber sie hörte nicht auf ihn und lief so schnell als möglich die Treppe hinunter. Als sie auf der Straße waren, konnten sie keine Kutsche entdecken, und sie fingen an herumzusehen, indem sie den Kutschern nachriefen, die sie in der Ferne vorbeifahren sahen. Sie liefen ganz verzweifelt und vor Kälte schlotternd der Seine zu. Endlich fanden sie eine der alten Nachtkutschen, die man in Paris nur nach der Dämmerung sieht, wie wenn sie sich am Tag ihres erbärmlichen Zustandes schämen müßten. Sie wurden bis zu ihrer Türe geführt in der Märtyrerstraße und traurig stiegen sie aus. Alles war für sie zu Ende. Er aber dachte nur daran, daß er schon um 10 Uhr wieder auf dem Ministerium sein müsse. Sie zog ihre Ueberwürfe, in die sie sich gewickelt, vor dem Spiegel ab, um sich noch einmal in ihrer ganzen Herrlichkeit zu sehen.

Aber plötzlich schrie sie auf. Sie hatte ihre Diamantenschnur um den Hals nicht mehr!

Ihr Mann, beinahe zur Hälfte ausgekleidet, fragte: „Was hast du?“ Ganz verstört lehrte sie sich nach ihm um: „Ich . . . ich . . . ich habe Frau Forestiers Diamantenschnur verloren!“

Bestürzt richtete er sich auf: „Was . . . wie! . . . Es ist nicht möglich!“

Und sie suchten in den Falten des Kleides, in denen des Mantels, in den Taschen, überall. Sie fanden sie nirgends.

Er fragte: „Bist du sicher, daß du sie beim Verlassen des Balles noch hattest?“

„Ja, ich habe sie in der Vorhalle des Ministeriums noch gehabt“.

„Aber wenn du sie auf der Straße verloren hättest, würden wir sie fallen gehört haben. Sie muß in der Droschke sein.“

„Ja, sehr wahrscheinlich. Hast du dir die Nummer gemerkt?“

„Nein. Und du, hast du sie auch nicht beachtet?“

„Nein“.

Entsetzt schauten sie einander an. Endlich kleidete sich Loisel wieder an.

„Ich werde“, sagte er, „unsern ganzen Weg, den wir zu Fuß gemacht, zurücklegen, um zu sehen, ob ich sie nicht wieder finde“. Und er ging.

Sie blieb im Ballkleid auf einem Stuhl sitzen, ohne die Kraft zu finden, sich zu Bette zu legen oder ein Feuer anzuzünden, ganz fassungslos.

Ihr Mann kehrte gegen sieben Uhr heim. Er hatte nichts gefunden. Er begab sich auf die Polizeipräfektur, auf die Zeitungsbureaux, wo er eine Belohnung ausschrieb, zu den Fuhrhaltern der Mietskutschen, kurz überallhin, wo ihn ein Hoffnungsschimmer leitete.

Sie wartete den ganzen Tag, ganz außer sich angesichts des schrecklichen Verlustes. Loisel kam abends zurück mit sorgenvollem, bleichem Gesicht; er hatte nichts in Erfahrung bringen können: „Du mußt“, sagte er, „an deine Freundin schreiben, daß du das Schloß der Diamantenschnur zerbrochen habest und daß du es erst werdest machen lassen. So gewinnen wir Zeit, uns umzusehen und andere Maßregeln zu ergreifen.“

Sie schrieb, wie er ihr's vorsagte.

Nach Verlauf einer Woche hatten sie alle Hoffnung aufgegeben und Loisel, der um fünf Jahre gealtert hatte, erklärte: „Wir müssen darauf bedacht sein, den Schmuck zu ersetzen.“

Sie nahmen am folgenden Tag das Kästchen, in dem sie eingeschlossen war und begaben sich zu dem Goldschmied, dessen Name sich darin befand. Er schlug in den Büchern nach.

„Nicht ich, beste Frau, habe die Diamantschnur verkauft; ich habe nur das Kästchen dazu geliefert.“

Dann liefen sie von Goldschmied zu Goldschmied, um eine ganz gleiche zu suchen, wobei sie ihr Gedächtnis so abquälten, daß sie beide vor Kummer und Angst halb krank wurden. Sie fanden in einem Laden des Palais-Royal eine Diamantenschnur, die ihnen ganz dem zu entsprechen schien, was sie suchten. Sie kostete vierzigtausend Franken; man wollte sie ihnen für sechsunddreißigtausend lassen.

Sie ersuchten nun den Juwelier, sie vor drei Tagen nicht zu verkaufen. Und sie bedingten sich aus, daß man sie zurücknähme, im Falle die ältere sich vor Ende Februar vorfinden würde.

Loisel besaß achtzehntausend Franken, die ihm sein Vater hinterlassen hatte. Das Uebrige wollte er borgen. Er entlehnte bei diesem tausend Franken, bei jenem fünfhundert Franken, da fünfzig, dort dreißig. Er unterschrieb Schuldscheine, ging gewagte Verpflichtungen ein und geriet in die Hände von Wucherern aller Art. Er setzte sein ganzes Leben aufs Spiel, unterzeichnete blindlings, ohne nur zu wissen, ob er sein Ehrenwort einlösen könne — und niedergedrückt durch die Sorge für die Zukunft, durch das bodenlose Elend, durch das er hindurch mußte, durch die Aussicht auf all' die körperlichen Entbehrungen und seelischen Qualen, holte er die neue Diamantenschnur, indem er dem Händler sechsunddreißigtausend Franken bar auf den Tisch herauszahlte. Als Frau Loisel den Schmuck Frau Forestier zurückbrachte, sagte diese etwas ärgerlich: „Du hättest sie mir früher zurückbringen dürfen, da ich sie hätte brauchen können. Sie öffnete das Kästchen nicht, wie ihre Freundin befürchtete. Was würde sie wohl gedacht oder gesagt haben, wenn sie den Tausch bemerkt hätte. Würde sie sie nicht für eine Diebin gehalten haben?“

Jetzt lernte Frau Loisel das entsetzliche Leben der Bedürftigen kennen. Uebrigens faßte sie ihren Entschluß entschieden und mit heldenhaftem Mute. Diese furchtbare Schuld mußte einfach abgetragen werden. Und zwar wollte sie sie bezahlen. Man entließ das Dienstmädchen. Man wechselte die Wohnung und mietete eine Dachstube.

Sie lernte die groben Haushaltungsarbeiten und die widerwärtigen Küchengeschäfte. Sie wusch das Geschirr und rieb sich ihre rothigen Finger an den fetten Töpfen und Pfannenböden wund. Sie seifte die schmutzige Wäsche ein, Hemden und Scheuerlappen, die sie an einem Seil zum Trocknen aufhing. Sie trug jeden Morgen in der Frühe den Rehricht auf die Straße hinab und schleppte das Wasser herauf, wobei sie auf jedem Flur stille stand, um Atem zu schöpfen. Armselig gekleidet, ging sie mit einem Korb am Arm zum Gemüsehändler, zum Krämer,

zum Metzger und feilschte, bis man schimpfte, indem sie jeden Klappen klemmte. Sie mußten jeden Monat Wechsel bezahlen, andere erneuern und Fristen verlängern.

Ihr Mann schrieb abends für einen Kaufmann Rechnungen ins Reine und nachts besorgte er oft Abschriften für zwanzig Klappen die Seite. Und dieses Leben dauerte zehn Jahre lang. Nach Verlauf von zehn Jahren hatten sie alles abbezahlt, samt Wucherzinsen und Zinseszinsen. Frau Loisel schien jetzt gealtert. Aus ihr war eine starke und derbe Frau geworden, wie sie in armen Familien vorkommen. Schlecht gekämmt, die Röcke aufgeschlagen, wusch sie mit ihren roten Händen die Stubenböden. Aber manchmal, wenn ihr Mann in Gesellschaft war, setzte sie sich ans Fenster und dachte an jenes Fest und den Ball, an welchem sie so schön gewesen und gefeiert worden war.

Was wäre wohl aus ihr geworden, wenn sie den Schmuck nicht verloren hätte? Wer weiß es? Wie ist doch das Leben so seltsam und wechselvoll! Wie wenig braucht es doch, um uns zu verderben oder emporzubringen!

Da, als sie eines Sonntags einen Spaziergang nach den Champs-Elysées machte, um sich von der Last der Wochenarbeit zu erholen, bemerkte sie auf einmal eine Frau, die ein Kind an der Hand führte. Es war Frau Forestier, immer noch jung und schön und liebreizend.

Frau Loisel wurde tief erregt. Sollte sie sie anreden? Ja doch. Und nunmehr, nachdem sie alles bezahlt hatte, wollte sie ihr alles sagen. Warum sollte sie nicht?

Jene kam näher.

„Guten Tag, Johanna“.

Die Andere erkannte sie nicht und war erstaunt, von dieser bürgerlich aussehenden Frau so vertraulich angedet zu werden. Sie stammelte: „Aber beste Frau! Ich weiß nicht . . . Ich glaube, Sie täuschen sich“.

„Nein, nein. Ich bin Mathilde Loisel.“

Ihre Freundin stieß einen Schrei aus.

„Ach! meine arme Mathilde, wie hast du dich verändert!“

„Ja, ich habe schwere Tage hinter mir, seitdem ich dich zum letztenmal gesehen habe, und viel Elend . . . und Alles deinetwegen . . .“

„Meinetwegen . . . Wieso denn?“

„Du erinnerst dich doch des Diamanthalbunds, das du mir geliehen hast für den Ball beim Minister“.

„Ja, freilich. Und was ist damit?“

„Nun, ich hatte es verloren“.

„Aber wie denn, du hast es mir doch zurückgebracht?“

„Ich habe dir ein ganz gleiches gebracht. Und nun sind es zehn Jahre her, seit wir daran zahlen. Du kannst dir vorstellen, daß es uns, die wir nichts besaßen, nicht leicht geworden ist. Nun ist es abbezahlt und ich bin es wahrhaftig zufrieden“.

Frau Forestier war stutzig geworden.

„Du sagst, du habest ein Diamanthalband gekauft, um das meinige zu ersetzen?“

„Ja, du hast es nicht einmal gemerkt? Sie sahen einander sehr gleich“.

Und sie hatte ein stolzes und zugleich einfältiges Lächeln. Frau Forestier war tief ergriffen und faßte sie bei beiden Händen:

„Aber, ich bitte dich, meine arme Mathilde! Das meinige war nicht echt. Es kostete höchstens fünfhundert Franken“.

Bücherchau.

Jugendbühne. Ernste und heitere Theaterstücke für die Jugend, herausgegeben von Sophie von Adlung. V. und VI. Bändchen. Ravensburg, Verlag von Otto Maier. Dem kindlichen Auffassungs- und Darstellungsvermögen recht naheliegende Stückchen, von denen die Mehrzahl von der Herausgeberin herrühren, die den Lesern unserer Zeitschrift vorteilhaft bekannt ist.

Das Leben im Licht. Von R. Wimmer. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Leipzig und Tübingen. Mk. 2.80. Gebd. Mk. 3.60.

Eine schlichte, aber auf sich selbst beruhende Persönlichkeit, die, von kühnem Wahrheitsdrang beseelt, Gott in den Dingen dieses Lebens zu erkennen wagt, spricht aus den Tiefen ihrer Seele zu uns. Denken, Ueberzeugung und Fühlen stehen bei ihr in lieblichstem Einklang und machen das Werk, das neben Gebeten für besondere Fälle auch Betrachtungen allgemeinen Inhalts umfaßt, zu einem friedenspendenden Andachtsbuch.

Gesammelte Schriften. Von R. Wimmer. 2 Bde. Mk. 7.— in zwei Bdn. In 1 Bd. gebdn. Mk. 8.50, in 2 Bde. gebdn. Mk. 10.—. Verlag wie oben.

Die Flut neuer philosophisch-religiöser Schriften ist ein erfreuliches Zeichen dafür, wie mächtig in unserer Zeit, der „Zeit der geistigen Konfirmation“, wie sie genannt wurde, das Bedürfnis rege wird, sich mit den höchsten Fragen zu beschäftigen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Die hiezu gehörenden „Gesammelten Schriften“ umfassen außer den in einzelnen Bändchen erschienenen: „Inneres Leben“, „Im Kampf um die Weltanschauung“, „Der Weg zum Frieden“, „Die biblischen Wundergeschichten“ und „Liebe und Wahrheit“ noch eine Sammlung kürzerer Aufsätze „Bilder aus der Menschenwelt“, sowie endlich ein „Kleines evangelisches Gebetbuch“.

Was ist das Charakteristische an Wimmers Schriften? Es läßt sich wohl am besten mit seinen eigenen Worten bezeichnen: „Freier Glaube tut uns not“, heißt es da an einer Stelle, . . . das vollkräftige Bewußtsein, daß unsere Seele für Gott geschaffen ist und ihren Frieden nur in ihm findet . . . in dieser Gewißheit müssen wir die Aufgaben unseres Daseins erfassen, unseren Weg gehen demütig stark, liebend froh, kindlich hell, selig in Hoffnung durch das Rätsel des Lebens hindurchdringen an seiner Hand, der